

Marianne Klemun,  
Hubert D. Szemethy und  
Fritz Blakolmer (Hg.)

# SCIENCE TRACING

## Spuren und Zeichen im öffentlichen Raum

Kulturhistorisches Wissen  
der Universität Wien





Marianne Klemun, Hubert D. Szemethy und  
Fritz Blakolmer (Hg.)

# Science Tracing: Spuren und Zeichen im öffentlichen Raum

Kulturhistorisches Wissen der Universität Wien

BÖHLAU VERLAG WIEN KÖLN



universität  
wien

Historisch-Kulturwissenschaftliche Fakultät

Veröffentlicht mit freundlicher Unterstützung durch:

MA 7, Kulturabteilung der Stadt Wien

Dekanat der Historisch-Kulturwissenschaftlichen Fakultät der Universität Wien

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten  
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Umschlagabbildung: Andreas A. Jähmig, Spuren des Menschen (Bronzemedaille 1998).  
Münzkabinett, Staatliche Museen zu Berlin, 18246788. Aufnahmen durch Reinhard Saczewski

© 2021 Böhlau Verlag, Zeltgasse 1, A-1080 Wien, ein Imprint der Brill-Gruppe  
(Koninklijke Brill NV, Leiden, Niederlande; Brill USA Inc., Boston MA, USA; Brill Asia Pte Ltd,  
Singapore; Brill Deutschland GmbH, Paderborn, Deutschland; Brill Österreich GmbH, Wien,  
Österreich)

Koninklijke Brill NV umfasst die Imprints Brill, Brill Nijhoff, Brill Hotei, Brill Schöningh, Brill  
Fink, Brill mentis, Vandenhoeck & Ruprecht, Böhlau, Verlag Antike und V&R unipress.  
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung  
in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung  
des Verlages.

Einbandgestaltung: Michael Haderer, Wien

Satz: Michael Rauscher, Wien

**Vandenhoeck & Ruprecht Verlage | [www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com](http://www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com)**

ISBN 978-3-205-21392-5

## Inhalt

Sebastian Schütze Geisteswissenschaften im öffentlichen Raum . . . . .	7
Marianne Klemun, Hubert D. Szemethy und Fritz Blakolmer Danksagung . . . . .	9
Marianne Klemun Spuren und Zeichen im öffentlichen Raum. Kulturhistorisches Wissen der Universität Wien. Eine Einleitung . . . . .	11
Irmgard Hein und Kristina Hutter Erinnerungsorte der Ägyptologie in Wien. Zwischen Wissenschaft, Weltgeschichte und kultureller Imagination . . . . .	25
Gerhard Langer Die »neue« Tafel am Judenplatz . . . . .	43
Fritz Blakolmer Die Pflanze der Frau Ordinaria und der Baum des Herrn Professor. Blütezeiten des Instituts für Klassische Archäologie . . . . .	53
Ekkehard Weber Markus Antonius und der Kaiser Mark Aurel – Zwei »alte Römer« in Wien? . . . . .	67
Hubert D. Szemethy Denkmäler, Straßen, Medaillen. Spuren der Erinnerung an die ersten Professoren des Archaeologisch-Epigraphischen Seminars der Universität Wien . . . . .	79
Birgit Bühler »Reiterkrieger und Goldschmiede«: Auf den Spuren der Awaren im Wiener Stadtgebiet . . . . .	109

Thomas Wallnig Undeutliche Spuren zwischen West und Ost. Sebastian Tengenel und der Herbst des Späthumanismus . . . . .	127
Simone Killen Wien als Wiege der Numismatik. Warum ein Professor für antike Münzkunde am Maria-Theresien-Denkmal dargestellt ist . . . . .	139
Daniel Luger Von der Lhotskygasse zum Hans-Hirsch-Park. Wege der Erinnerung an österreichische Historiker im Straßenbild der Stadt Wien . . . . .	155
Maria Wirth Hertha Firnberg. Erinnerungen an Österreichs erste Wissenschafts- ministerin und ehemalige Mitarbeiterin der Universität Wien: im öffentlichen Raum und in der Programmgeschichte des FWF . . . . .	177
Ingeborg Schemper-Sparholz Ein Tor der Erinnerung ist noch lange keine Triumphpforte. Auf den biografischen Spuren der Kunsthistorikerin Renate Wagner-Rieger (1921–1980) . . . . .	193
Marija Wakounig Von fürstlichen Gnaden. Franz de Paula von und zu Liechtenstein. Ein <i>lieu de mémoire</i> der Osteuropäischen Geschichte der Universität Wien? . . . . .	219
Claudia Theune Grenzfall. Eine »Tatort«-Folge mit fachlich-archäologischer Expertise . . . . .	237
Abbildungsverzeichnis . . . . .	247
Verzeichnis der AutorInnen und HerausgeberInnen . . . . .	251
Personenregister . . . . .	253
Ortsregister . . . . .	258

## Geisteswissenschaften im öffentlichen Raum

Geisteswissenschaftliche Forschung widmet sich historischen, ökonomischen, sozialen, kulturellen und ästhetischen Fragen und Problemzusammenhängen, die grundlegend für das Verständnis von Individuen, sozialen Gruppen und Gesellschaften, von Praktiken und Diskursen in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft sind. Die gesellschaftliche Relevanz liegt wesentlich in der theoretischen Fundierung und kritischen Evaluierung von Begriffen, Definitionen und Interpretationsmodellen, von Geschichtsbildern, Traditionen und Erinnerungskulturen und ist etwa in Lehramtsstudien und Lehrerbildung, in den Medien und der Politikberatung, aber auch in Museen, Ausgrabungen und Gedenkstätten oder in der Denkmalpflege unmittelbar anschaulich. In anderen Bereichen bleiben Zusammenhänge und Wechselwirkungen eher unter der Oberfläche, und zentrale Argumente sind an entlegener und manchmal überraschender Stelle zu finden. Das scheinbar Marginale muss in den Zusammenhang gestellt, das allzu Offensichtliche hinterfragt und neu bewertet werden. Anders als in den Naturwissenschaften bedeuten Innovation und Fortschritt in den Geisteswissenschaften auch die fortwährende Übersetzung und Aktualisierung des Vergangenen in der Gegenwart. Mit neuen Fragestellungen und neuen theoretischen und methodischen Zugängen müssen Texte, Bilder und Objekte, müssen Praktiken und Diskurse immer wieder neu gelesen und in einen Gegenwartsbezug gesetzt werden. Klimawandel und kollabierende Ökosysteme, Technikfolgen und Ressourcenwettbewerb, Geschlechter- und Identitätsdiskurse, Kulturtransfer und Migration, multikulturelle Gesellschaften und Globalisierung bestimmen aktuelle politische Debatten und haben zugleich eine lange Vorgeschichte. Historische Perspektiven und Deutungshorizonte aufzuzeigen, gehört zu den vordringlichen Aufgaben der Geisteswissenschaften. Das gilt auch für Themen, die auf den ersten Blick weit entfernt zu liegen scheinen, wie die aktuelle Corona-Pandemie oder die kontrovers geführten Diskussionen um die Künstliche Intelligenz. Auch das sind keine rein medizinischen oder technologischen Fragen, sondern gesamtgesellschaftliche Herausforderungen, deren kollektive Bewältigung von einem Blick auf historische Präzedenzfälle, auf Krisenszenarien und Strategien ihrer Bewältigung profitieren kann.

Die Historisch-Kulturwissenschaftliche Fakultät der Universität Wien gehört zu den größten und traditionsreichsten ihrer Art und umfasst insgesamt 15 Institute und ein Zentrum für transdisziplinäre historisch-kulturwissenschaftliche Studien. Die Forschungsfelder reichen von der Urgeschichte bis in die Gegenwart und bedienen sich einer Vielzahl theoretischer und methodischer Zugänge, um durch die Analyse von Texten, Bildern und Objekten menschliche Lebenswelten zu ergründen. Gerade durch die Weite des thematischen und chronologischen Horizonts und die Offenheit und Diversität der Fragestellungen wirken diese Forschungen in eine Vielzahl aktueller Debatten hinein.

Der vorliegende Band vereint Beiträge von Kolleginnen und Kollegen aus fast allen Instituten der Historisch-Kulturwissenschaftliche Fakultät. Sie begeben sich auf Spurensuche in Wien und machen anhand von Korrespondenzen und Publikationen, von Fotografien und Filmen, von Ausgrabungen und Ausstellungen, von Inschriften und Straßenschildern, von Epitaphien und Denkmälern geisteswissenschaftliche Forschung und ihre Präsenz im öffentlichen Raum sichtbar. Dabei werden Haupt- und Nebenwege, bekannte und weniger bekannte Protagonistinnen und Protagonisten, deutlich sichtbare Zeichen und eher verschüttete Überlieferungen in den Blick genommen und durch Kontextualisierung, Deutung und Übersetzung neu erschlossen. Mein herzlicher Dank gilt den Initiatorinnen und Initiatoren des Projektes und allen Kolleginnen und Kollegen, die zu seinem Gelingen beigetragen haben. Die Beiträge zeigen auch, wie produktiv Kooperationen innerhalb der Fakultät und die Verbindung von historischen und kulturwissenschaftlichen, von text-, bild- und objektbasierten Ansätzen sein können.

Sebastian Schütze

## Danksagung

Dieser Band geht auf eine Initiative der ›Fakultätsgruppe Öffentlichkeitsarbeit‹, einer Gruppe von Lehrenden und Forschenden an der Historisch-Kulturwissenschaftlichen Fakultät der Universität Wien, zurück. Seit dem Jahr 2007 kümmert sie sich mit unterschiedlichen Aktivitäten und in wechselnden Formaten (Vorträge, Podiumsdiskussionen, Blog, Ausstellungen) um die Öffentlichkeitspräsenz dieser Einrichtung. In der vorliegenden Publikation geht es um die Frage, wie aus der Sicht der kulturwissenschaftlichen und historischen Fächer sowie aus ihrer Geschichte heraus auf den Stadtraum Wien geblickt werden kann, konkreter: welche materiellen Spuren dieser Fächer sich im öffentlichen Raum identifizieren lassen. Dabei ist ein Großteil der 15 Institute unserer Fakultät durch ein vielseitiges Spektrum an unterschiedlichen Einzelstudien von insgesamt 15 Autorinnen und Autoren vertreten, denen wir ganz herzlich für ihr Mitwirken an diesem Band danken. Nicht vergessen wollen wir, dass zu Beginn des noch vagen Vorhabens Herbert Nikitsch maßgeblich an der konkreten Idee mitwirkte, wofür wir ihm sehr dankbar sind.

Unser Buchprojekt fand bei Univ.-Prof. Dr. Sebastian Schütze, Dekan der Historisch-Kulturwissenschaftlichen Fakultät der Universität Wien, Gefallen. Für die ideelle und finanzielle Unterstützung danken wir ihm und auch dem Dekanatsleiter Herbert Kamleitner, MA, wie auch der Stadt Wien / MA 7 (Wissenschafts- und Forschungsförderung).

Frau Mag. Eva Buchberger und dem Verlag verdanken wir die bereitwillige und umsichtige Realisierung dieses Projektes.

Wir wünschen den Leserinnen und Lesern dieses Bandes eine anregende Reise auf historischen Spuren zu den oft unerwarteten Erinnerungsorten unserer Wissenschaftsfächer in Wien.

Die HerausgeberInnen  
Marianne Klemun, Hubert D. Szemethy und Fritz Blakolmer



Marianne Klemun

## Spuren und Zeichen im öffentlichen Raum

Kulturhistorisches Wissen der Universität Wien. Eine Einleitung

Wo ist eigentlich das Wissen, das an einer Universität bzw. an einer Fakultät, dem organisatorischen Rahmen zusammengehöriger Fächer, produziert wird, könnte man ganz simpel fragen. Landläufig verorten wir es in Köpfen, Büchern, Artikeln, im Internet, in Notizbüchern und Listen, wo es gespeichert wird. Auch denken wir an konkrete Räume, Hörsäle und Konferenzzimmer, das Radio und andere Medien, in Zeiten der Corona-Pandemie mehr und mehr an Video-konferenzen und Filme, durch die Wissen verbreitet wird. Wissens-elemente lassen sich selbstverständlich nicht nur an Behältern und Medien der Vermittlung festmachen. Weitaus komplexer überwindet Wissen in modifizierter Form diese Speicher, weil Wissen eben immer mobil ist und befördert wird. In den gesellschaftlich-politischen Bezug eindringend, schreibt es sich in neue Zusammenhänge ein: nicht bloß im linearen Transfer von einem Ort zum anderen; es bewegt sich nicht nur über Netzwerke, sondern es zirkuliert. Wechselwirkungen sind die Basis all dieser verschlungenen Wege des produzierten Wissens, das wir bewusst infolge der Erinnerung auf einzelne Punkte seiner Ausstrahlung, etwa auf eine organisatorische Einheit oder ein Zeichen, zurückführen. Es verkörpert sich in einem Gebäude, einem Objekt, einem Wissensbestand und Zeichen, in Rekonfigurationen als materielle Artikulationen. Diese schreiben wir Fächern zu und sehen einzelne Wissensphänomene zusammenhängend und in einzelnen Dingen oder Fachbeständen ausgeprägt. Das kann eine Pyramide, ein Positionspapier oder das Bild eines Forschers oder einer Forscherin sein, eine zurückgelassene Pflanze aus einem Universitätsbüro, ein bewusst in Erinnerung an einen Gelehrten gepflanzter Baum, Straßenbezeichnungen, Medaillen und Büsten, die alle auf Tätigkeiten, Lebensläufe und deren Kontexte sowie auf Ehrenbezeugungen verweisen. Die Palette ist weitläufig und eng zugleich.

Ausgangspunkt unserer Überlegungen zum vorliegenden Buch ist jedenfalls die Tatsache, dass universitäre Wissenschaft (und ihre jeweiligen Fächer) ›Spuren‹ im gesellschaftlichen Umfeld hinterlassen – und zwar ›Spuren‹ auch im ganz materiellen Sinn. Wir denken hier vor allem an ›Spuren‹ im öffentlichen Raum, also an konkrete Erinnerungsorte, in denen sich die Geschichte,

bestimmte Perspektiven oder Wissensbestände eines Faches (bzw. seiner Vertreterinnen und Vertreter) materialisieren und dokumentieren. Konkret geht es um jene Fakultät, die an der Universität Wien die historisch-kulturwissenschaftlichen Fächer bündelt und Wissen im Lebensraum der Stadt hinterlässt, in ihren spezifischen Geschichten manifestiert.

Wissenselemente sind im Umlauf, schreiben sich ein, verteilen sich, dynamisieren vorhandenes Wissen, werden auf neue Weise wirksam, verändern sich unterwegs und werden erinnert. So landen sie auch im öffentlichen Raum, bewusst oder zufällig gestaltet, und hinterlassen sichtbare Markierungen. Diese sind keineswegs als Abbild eindrücklich, nein, es braucht sprichwörtlich die Fährtenleser und Fährtenleserinnen – in unserem Sammelband sind es dem Fach nahe stehende Kolleginnen und Kollegen –, die sich kenntnisgesättigt und ihrer wissenschaftlichen Sozialisierung entsprechend auf Fährten suche durch die Stadt Wien begeben. Das Objekt (Spur) und die Angelegenheit des Spurenlesens gehen eine enge, fundamentale Beziehung miteinander ein, denn das Letztere konzentriert sich nicht nur darauf, wie die Spuren eigentlich einst gemacht wurden, sondern auf ihre mögliche Deutung und Bedeutung heute.

Das Wort »Spur« (lat. *vestigium*) kommt vom althochdeutschen »spor« und meint ursprünglich »Fußabdruck«. In Form von Materialablagerungen, so die verbreitete Definition, ist damit ein Hinweis gemeint, dass ein Lebewesen, ein Objekt oder ein Wissensbestand an einem Ort gewesen ist. Oft denkt man konkret an die kulturelle »Hinterlassenschaft« einer Fortbewegung im Boden, eine Bahn, ein verbliebenes Zeichen, ein Merkmal oder einen Überrest, oder man denkt metaphorisch an die Aktivität eines forschenden Individuums oder eine Wissensthematik, deren Spur sich außerhalb der forschenden Community noch mehr oder weniger stark abzeichnet. Die Wortbedeutung von »Spur« ist weitläufig, wenn wir etwa im entferntesten Sinne an die Technik, an Spurbreiten (Bahn), die Stellung der Räder bei einem Gefährt (Spureinstellung) oder an die Kriminalistik denken, wenn Kriminologen und Kriminologinnen dem Täter auf der Spur sind. Es drängt sich auch die Assoziation auf, dass es sich bloß um eine sehr kleine Menge, eine Prise, handelt.

Anhaltspunkte und Hinweise führen zum Wissen, und solche werden die Autorinnen und Autoren der hier versammelten Texte in ihrer unterschiedlichen Spuraufnahme nachgehen. Sie werden auch den Nebenwegen folgen, auf Kreuzungen stoßen und sich Ver(w)irrungen stellen. Zarte Fäden werden jeweils zum spezifischen Fach gezogen, auf Rahmungen und Querverweisen basierend, die auf charakteristische fachspezifische Entwicklungen in Wien abzielen.

Beteiligen wir uns an einer solchen Ausspähung zunächst aus der Sicht zweier Vertreterinnen der Ägyptologie an der Universität Wien, Irmgard Hein und Kristina Hutter. Die altägyptischen Nekropolen und die Ägyptomanie nähren seit Jahrhunderten die Faszination für dieses Fach in Europa. Wir finden deshalb auch – kaum überraschend – Obelisken und Pyramiden als beliebte Bauform am Wiener Zentralfriedhof häufig reformuliert. Was einst den Königen vorbehalten war, ist seit der Renaissance auch den Bürgern zugänglich. Doch dass uns die Pyramide in Wien auch an das in der Augustinerkirche angebrachte Kenotaph von Erzherzogin Marie Christine von Sachsen-Teschen (der Tochter Maria Theresias, Gattin des Mäzens Herzog Albert von Sachsen-Teschen, dem die heutige Albertina ihre Existenz verdankt) führt, stellt einen weiteren Konnex zur Ägyptologie als Fach her. Sie verbindet Wissen über das Nachleben der ägyptischen Pyramiden als Teil funeärer Privatbauten mit der Geschichte der Habsburger und verweist uns auch an einen Ort, die Albertina, an der die Ägyptologie als Institut der Universität Wien 1923 institutionell tatsächlich ihren Anfang nahm. Von diesem Gebäude ausgehend wurde die »Wiener Schule« der Ägyptologie aufgebaut, die mit der geselligen »Totenbuchrunde« auch ein öffentliches Forum in Wien bildete. Außeruniversitäre Lokalitäten, an denen sich die »Totenbuchrunde« traf – besonders das Palais Stonborough in der Kundmannngasse sowie die legendäre Tee-Ecke in der Frankgasse 1 –, verblieben im kollektiven Wiener ägyptologischen Gedächtnis als Spezifikum, das auf die philologisch-religionswissenschaftliche Forschung rekurrierte. In der Folge bewegte sich die Ägyptologie in Wien auch in Richtung Archäologie, und das Jubiläumsfest aus Anlass des Institutsumzugs in das sog. Archäologiezentrum in der Franz-Klein-Gasse 1 (1190 Wien) im Jahre 2014 gedachte der reichen Geschichte: 140 Jahre Lehrstuhl für Ägyptologie, 90 Jahre Institut für Ägyptologie, 75 Jahre in der Frankgasse 1 (1090 Wien), der ehemaligen Wohnung des Dichters Arthur Schnitzler.

Begeben wir uns mit dem Judaisten Gerhard Langer auf den Judenplatz in Wien, wo nicht nur das von Rachel Whiteread 1995 entworfene Mahnmal für die österreichischen jüdischen Opfer der Shoah, ferner ein 1935 errichtetes, von den Nationalsozialisten eingeschmolzenes und 1965 wiedererrichtetes Lessingdenkmal den Ort beherrschen, sondern auch das barocke Gebäude der Böhmisches Hofkanzlei, heute Sitz des Verwaltungsgerichtshofs. Gerechtigkeit und Recht sowie Toleranz, die unverzichtbaren Grundlagen einer offenen Gesellschaft, treffen hier besonders sinnfällig aufeinander. Denn hier im Zentrum der einstigen jüdischen Gemeinde Wiens ereignete sich 1420/21 infolge besonders theologisch begründeter Judenfeindschaft ein schreckliches Judenpogrom. Auf

Überreste der ehemaligen Synagoge stieß man überraschend 1995 bei der Vorbereitung des Mahnmals. Erst 1998 jedoch wurde von dem Wiener Erzbischof Schönborn schließlich eine vom Judaisten Kurt Schubert inhaltlich beeinflusste »neue« Tafel enthüllt, die eine Entschuldigung für die Beteiligung der Katholiken an der Judenverfolgung enthält. Es wären noch weitere Bezüge an diesem so geschichtsträchtigen Ort zu erwähnen, denen sich Langer in seinem Beitrag widmet, doch ein Aspekt von größerer Tragweite ist ihm besonders wichtig: die öffentliche Debatte in den Zeitungen sowohl über die Beteiligung der Kirche am Antijudaismus als auch deren Mitschuld am Holocaust. Auch wenn diese Auseinandersetzung nicht direkt zur Textgestaltung der »neuen« Tafel führte, bereitete sie doch einen Diskurs vor, in dem sich Langer als damaliger Präsident des Koordinierungsausschusses für christlich-jüdische Zusammenarbeit Gehör verschaffte. Dazu zählt auch ein Positionspapier des Ausschusses, in dem es um Handreichungen von Seiten des Vatikans ging, damit auch dieser seine eigene Rolle an der Judenverfolgung bedenke und sich dafür als mitverantwortlich deklariere. Dass sich die universitäre judaistische Forschung in Wien ihrer gesellschaftlichen Aufgabe stellt, gegen Antisemitismus jeder Art in der Öffentlichkeit vorzugehen, lässt sich angesichts der Bezüge zur »neuen« Tafel am Judenplatz in aller Dichte vergegenwärtigen.

Warum, so könnte man sich fragen, bezieht sich Fritz Blakolmer in seinem Beitrag auf eine unscheinbare Topfpflanze und eine Parkplatane, wenn er das Lebenswerk zweier Protagonisten der Klassischen Archäologie in Wien thematisiert? Gäbe es da nicht genug andere Objekte, wie etwa den von Hedwig Kenner (1910–1993) verfassten Band des *Corpus Vasorum Antiquorum* zu Vasen im Kunsthistorischen Museum und Jürgen Borchhardts (\*1936) Entdeckung des Heroons (Grabmonument einer zum Heros erhobenen Persönlichkeit) des lykischen Königs *Perikle* auf dem Burgberg von Limyra im Südwesten der Türkei? Pflanzen eignen sich bekanntlich ganz besonders, auf Facetten einer Persönlichkeit bildlich konzentriert anzuspielden. Bei den zwei Protagonisten, welche die Klassische Archäologie der Nachkriegszeit prägten, sind es zum einen die unscheinbare Blume im Topf, die aus dem Besitz der Ordinaria Kenner in die Pflege eines Institutsangehörigen überging, einer exzellenten Vertreterin ihres Faches, die sich die Leitung des Instituts als Frau einst an einer doch noch völlig von Männern dominierten Fakultät nicht zutraute. Ganz anders der bürokratieferne Professor Borchhardt, Kenners Nachfolger, der trotz seiner Abneigung gegenüber Bürokratie die Neuformierung der Klassischen Archäologie als eigenes Institut 1984 erfolgreich betrieb. Beiden Wissenschaftlern waren kulturmorphologische Fragen der Physiognomik und Mimik in der Antike wichtig.

Im Fall der bis 1983 wirkenden Ordinaria, 1942 habilitiert, ging das »Erbblühen« des Faches über alle politischen Umbrüche hinweg vonstatten, gleich der bescheidenen Blume, die den Tod ihrer Besitzerin bis heute überlebte. Für Jürgen Borchhardt bildete Klassische Archäologie, wie er es in Gesprächen betonte, »die Wissenschaft vom Menschen, die Wissenschaft vom Leben, dreidimensionale Alte Geschichte.« Die immergrüne Widmung der Stadt Wien mit einer vitalen ahornblättrigen Platane im Park vor dem Institut, anlässlich seiner Pensionierung im Jahr 2001 gepflanzt und bald »Borchhardts Baum« genannt, scheint aus den dargelegten Gründen doch auf Spuren seines ebenfalls vitalen Verständnisses des Faches zu verweisen.

Dass falsche Fakten in der Öffentlichkeit schwer auszulöschen sind, bestätigt Ekkehard Webers Studie über Markus Antonius und Kaiser Mark Aurel (Marcus Aurelius Antoninus), die beide im öffentlichen Gedächtnis mit Wien in Verbindung gebracht werden. Weber widerlegt als Historiker der Alten Geschichte die verbreitete Annahme, dass Kaiser Mark Aurel (geboren 121 n. Chr., Regierungszeit 161–180) in Wien verstorben sei. Im ersten Bezirk ist Mark Aurel in einer Straßenbenennung seit 1886 sogar prominent verewigt. In dieser Straße befindet sich an einem 1891 im Stil des charakteristischen Historismus der Gründerzeit errichteten Haus im dritten Stock außen ein Standbild des Kaisers. Die Spurenliese in römischen Quellen nach der Ortsangabe bei Gewährleuten, die selbst nur die Spuren mindestens zwei Jahrhunderte später dokumentierten, offenbarte verballhornte Angaben, die im Falle des Historikers Tertullian zu einem Ort »bei Sirmium«, heute Sremska Mitrovica in Serbien, etwa 75 km westlich von Belgrad, führten, womit das Faktum früherer Fehleinschätzungen von Wien als Sterbeort widerlegt ist. Doch rumort in Wien ein weiteres Missverständnis, welches die seit 1900 neben der Sezession befindliche Figurengruppe anbelangt. Im »Volksmund« wird sie »Löwenfiaker« genannt. Schon Josef Weinheber widmete der Verwechslung ein Couplet. Es geht um das wohl einzige Mark Anton gewidmete Denkmal und nicht um Kaiser Mark Aurel. Der Wagen selbst ist auch kein römischer Streitwagen, ebenso wenig ein Triumphwagen, vielmehr wurde er vermutlich nach einem spätantiken Vorbild gestaltet. Beide prominente Römer, so Weber, haben eigentlich mit Wien direkt nichts zu tun, doch machen sie die Alte Geschichte im öffentlichen Raum sichtbar, wenn auch diese Präsenz einer Korrektur der Fachleute bedarf. Zirkulation von ungenauen Wissensbeständen ist es nicht, die einem Monument eine völlig falsche Einordnung verleiht; es sind eher die Narrationen, die an sie geknüpft werden. Mit einer 2005 angebrachten Beschriftung an der Figurengruppe sind nun alle Unklarheiten vor Ort aus der Welt geräumt.

Dem »Archaeologisch-epigraphischen Seminar« und seinen ersten Vertretern widmet Hubert Szemethy seinen Beitrag und konzentriert sich dabei auf Medaillen und Skulpturen. Erstere können sprichwörtlich zur Hand sein und von Hand zu Hand gereicht werden. Skulpturen jedoch sind erstarrt zum Denkmal und werden trotz ihrer Mächtigkeit dennoch gern übersehen. Die kurze Dienstzeit zweier Ordinarien in Wien evozierte bei deren Schülern das Bedürfnis, dem Faktum mittels einer Medaille ein Gesicht zu geben. Anlässlich des Ausscheidens Alexander Conzes (1831–1914) nach kurzer Tätigkeit (1876) und Otto Hirschfelds (1843–1922) nach wenigen Jahren (1885) wurde den nach Berlin ziehenden ersten Ordinarien der Klassischen Archäologie bzw. der Alten Geschichte an der Wiener Universität von den Studenten je eine Medaille gewidmet. Solche Medaillen waren nicht Unikate, sondern auch die Spender konnten in weniger exklusiver Ausführung die Stücke erwerben, die allen, die ein solches Exemplar besaßen, eine Zugehörigkeit verlieh. Es war Conze, dem schon zeitlebens zusätzlich auch eine Gipsbüste am Institut zugeeignet wurde. Seinem Nachfolger Otto Benndorf (1838–1907) jedoch wurde nach seinem Ableben eine Bronzestatuette bestimmt, die mit der Gründung der Außenstelle des k.k. Archäologischen Instituts in Athen 1898 einherging, noch bevor ihm auf Initiative eines Kollegen im Jahre 1914 im Arkadenhof der Universität Wien eine Büste zugedacht wurde, die aber erst 1929 zur Aufstellung kam. Andere Vertreter des Faches, wie etwa Eugen Bormann (1842–1917), erhielten nur einen Eintrag auf einer Ehrentafel, und auch deren Anbringung erfolgte erst in der Zeit zwischen 1957 und 1965. Weit dankbarer zeigte sich diesbezüglich die Stadt Klosterneuburg, wo Bormann die letzten Jahre verbracht hatte und auch seine Beerdigung stattfand. Nicht nur die Grabstätten sind bleibende Monumente, wie auch jene Otto Benndorfs am Dornbacher Friedhof, auch Begräbnisse selbst fanden als Ereignisse infolge der hohen öffentlichen Wertschätzung der Professoren in der Öffentlichkeit Eingang in die Presse. Darüber hinaus erhielten sie durch Straßenbenennungen besondere Erinnerungsorte im öffentlichen Raum.

Birgit Bühler, eine Vertreterin der Frühgeschichtsforschung in Wien, leitet uns ebenfalls zu Begräbnisstätten, wobei die archäologische Bearbeitung dieser Entdeckung eines der größten awarenzeitlichen Gräberfelder Österreichs im Bereich der heutigen Csokorgasse 1983 zur Namensgebung einer nahe dem Grabungsort gelegenen Straße, der Awarenstraße, führte. Gräberfunde als Überreste dienen als zentrale Quellen der Frühgeschichtsforschung, um die reiternomadische Kultur der Awaren analysieren zu können, einer Kultur, die 250 Jahre lang (568 – ca. 800) die Geschichte Mitteleuropas entscheidend prägte. Nun sind diese Bodenfunde, wie Bühler betont, keineswegs ein Abbild des Alltags der

Awaren, sondern Folge einer selektiven Auswahl der Beigaben durch die Angehörigen, allenfalls durch Raubgrabungen beeinträchtigt, und sind somit lediglich als Spuren des Abwesenden zu deuten, deren spezifische Verweiskfunktion zu reflektieren ist. Die zentrale Rolle des Pferdes zeigt sich in dieser Kultur besonders durch die Pferdemitbestattung. Fragen nach den Reitgewohnheiten und der Belastung der Tiere werden im Fach mittels osteologischer Studien beantwortet, indem Spuren von Arthrosen an Knochen Aussagen zu dieser ambitionierten Thematik erlauben. Grabbeigaben in Form von Tieren wie Habicht, Hahn, Hund und Ziege erweitern unser Wissen über das Spektrum an Lebensgewohnheiten. Doch existieren auch Spuren dieser Reiternomaden in unserer Gegenwart? In der modernen Freizeitkultur wird man fündig, was die Massenware der »Reiterbögen« belegt. Im Unterschied zu heute jedoch waren awarische Reiterbögen ein qualitativ hochwertiges Produkt, das in einem komplexen Herstellungsprozess aus unterschiedlichen organischen Materialien angefertigt wurde. In die Welt der awarischen Steigbügel und Gürtelschnallen führt uns diese in Wien betriebene Forschung, die awarische Reiterkrieger als erste berittene Streitmacht definiert, was beim Anblick des Straßennamens »Awarenstraße« evoziert wird.

»Undeutliche Spuren zwischen West und Ost« beschäftigen den Historiker Thomas Wallnig beim Anblick von Sebastian Tengnagels (1573–1636) Epitaph, das an der Außenwand des Chores des Stephansdoms angebracht ist und eine aussagekräftige Inschrift trägt. Ihre Anknüpfungspunkte, denen Wallnig bezogen auf die Biographie eines in treuen Diensten dreier Kaiser stehenden polyglotten Bibliothekars folgt, öffnen weite zeitliche wie auch räumliche Horizonte. Sie führen uns in die Welt der Handschriften, Bücher und Gelehrtenkorrespondenzen, die ihrerseits aus unterschiedlichen Kontexten und Räumen stammen, und das in einer der wohl bedeutendsten Akkumulationsphasen von umfassender späthumanistischer Wissenserweiterung und -intensivierung. Die Anknüpfungspunkte dienten der Orientierung zwischen theologisch-politisierten Debatten, den politischen Machtansprüchen der österreichischen Habsburger, dem Schriftenbesitz über den neuen mächtigen Feind im Osten, das Osmanische Reich. In der Inschrift wird uns Tengnagel als Kenner von nicht weniger als 15 Sprachen präsentiert. Es besteht kein Zweifel, wir haben es mit einem Intellektuellen zu tun, der in Zeiten weltanschaulicher und religiöser Radikalisierung Wissen in Form von Handschriften und Büchern sammelte, erweiterte, verwaltete, katalogisierte und auch je nach Bedarf vermittelte. In seine Zeit als Hofbibliothekar (1624) fällt auch der kaiserliche Erlass zur Abgabe eines Pflichtexemplars aller im Reich gedruckten Bücher. Die Hofbibliothek wurde nicht nur als Sammelbecken habsburgischer Politik verstanden, sondern als Wissenszentrum

für das Heilige Römische Reich. Tengnagels Korrespondenz, rund 1000 Schreiben an ihn, sind zusammen mit anderen Materialien in der Österreichischen Nationalbibliothek erhalten. Seine Arbeitsweise ist uns heute auch deshalb zugänglich, weil er sich durch Randnotizen verewigte. So manche Querverbindung wird noch gezogen werden können im Kosmos des flotierenden, in Spuren der Randglossen reflektierten Wissens. So tangierte in dieser Zeit die philologisch-historische Lektüre der Bibel kulturhistorische Fragen zu den Religionen des Alten Orients; die Kulte der Israeliten avancierten neben dem theologischen Interesse zur historischen Reflexion und kritischen Auseinandersetzung.

Warum enthält ein zentrales Monument Maria Theresias, das zwischen den beiden der Natur und Kunst gewidmeten Staatsmuseen thront, auch die Statue des Joseph Hilarus Eckhel (1737–1798), fragt sich Simone Killen in ihrem Beitrag zur Numismatik. Es handelte sich um einen Exjesuiten, der sich auf Reisen nach Italien Fachwissen zu Münzen erworben und auch Sammlungen von Maria Theresias Sohn Leopold, dem späteren Kaiser Leopold II., geordnet hatte. Als die höfische Münzsammlung neu aufgestellt wurde, fand sich für ihn ein Platz, und 1774 wurde er mit dem weltweit ersten numismatischen Lehrstuhl an der Universität Wien betraut und schließlich auch Nachfolger des Leiters des höfischen Münzkabinetts. Eckhels neuartige Ordnungskriterien der Münzen basierten nicht mehr nur auf der Größe, sondern zogen Chronologie, Material und die räumliche Dimension als weitere Kategorien heran. Im Zeitalter der Klassifikationswut stand er sodann an der Spitze einer Professionalisierung, die sich vom Laientum abhob und seinen internationalen Ruf begründete. Die Basis für eine Tradition an der Universität war damit geschaffen, die ein Alleinstellungsmerkmal impliziert: So ist die Existenz eines eigenen Instituts für Numismatik seit 1965 heute weltweit einzigartig, und die Spur des heutigen Instituts führt auf den glanzvollen Beginn durch Joseph Eckhel zurück.

Das Denkmal Maria Theresias, die Königin umgeben von zahlreichen Reiterfiguren und Staatsvertretern, wurde allerdings erst 90 Jahre nach Eckhels Tod errichtet. Entscheidend wirkte bei der Beratung der Direktor des k.k. Staatsarchives Alfred von Arneth, der den Wissenschaften eine besondere Achtung zollte. Das Monument ist Teil einer imperialen Denkmalentwicklung. Maria Theresia in ihrer Regentschaft, basierend auf den Säulen der Reform, verweist durch ihren Rückbezug auf die *mater magna* des Imperiums auf vergangene Stabilität. Nicht weit vom Denkmal entfernt, im Kunsthistorischen Museum, ist ein Porträt von Eckhel erhalten; 1870 wurde eine Numismatische Gesellschaft gegründet, und Personen, die sich um die Numismatik verdient gemacht haben, werden – kaum überraschend – mit einer Eckhel-Medaille geehrt. Bleibt nur noch zu erwäh-

nen, dass auch eine Straße Eckhels Namen trägt, ebenso ein Vortragsformat für Nachwuchswissenschaftler, das sich als »Eckhels Erben« bezeichnet.

Auf der Suche nach österreichischen Historikern im Straßenbild der Stadt Wien kundschaftet Daniel Luger, dem Institut für Österreichische Geschichtsforschung zugehörig, nicht nur die Gässchen selbst aus, sondern durchstöbert archivalische Anträge und Diskussionen, die mit der Vergabe eines Straßennamens verbunden sind. Sehr schnell ergibt sich die Feststellung, dass Historiker in der Inneren Stadt keine Chance hatten, sehr wohl aber an der Peripherie. Als Antragsteller erwies sich der Verband Österreichischer Geschichtsvereine (VÖG, heute: »Verband Österreichischer Historiker und Geschichtsvereine«) in Person zweier Absolventen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung: August Loehr, Honorarprofessor für Numismatik und Geldgeschichte des Mittelalters und der Neuzeit wie auch Mitinitiator und langjähriger geschäftsführender Vizepräsident des VÖG, sowie Hanns Leo Mikoletzky, Generalsekretär dieses Verbandes, Leiter des Finanz- und Hofkammerarchivs und später außerordentlicher Professor für Geschichte des Mittelalters und Quellenkunde an der Universität Wien. Dieser Gesamtverband hatte sich 1948 am Institut für Österreichische Geschichtsforschung formiert und vertrat auch das Ziel, die österreichische Geschichtsforschung in der Öffentlichkeit zu positionieren. Zudem spielte die bevorstehende Hundertjahrfeier des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung ebenfalls eine zentrale Rolle. Straßenschilder schienen sich als Besetzung des öffentlichen Raumes aufs Beste zu eignen. In der nördlichen Peripherie der Stadt Wien stellt Luger eine Konzentration fest, in der sogenannten »Großfeldsiedlung«, einer kommunalen Wohnbauanlage im 21. Wiener Gemeindebezirk, die ab dem Jahr 1966 als größte Stadtrandsiedlung des peripheren Wohnbauprogramms der Stadt Wien (»Satellitenstädte«) zwischen dem historischen Ortskern von Leopoldau und der nach Mähren führenden alten Nordbahnstrecke errichtet wurde. Luger interessieren jedoch nicht nur jene Wissenschaftler, nach denen in diesem »Historikerviertel« Straßen benannt wurden, sondern auch jene Vertreter, die, wiewohl sie auch in die engere Auswahl gekommen waren, vorerst noch übergangen wurden. So kommen Spuren ins Spiel, die auf der Negation basieren. Die zweite Vorschlagswelle stand unter der Ägide der Akademie der Wissenschaften in der Zeit nach 1971.

Wo taucht der Name Hertha Firnbergs (1909–1994) in ihrer Wirkungsstadt Wien auf, fragt sich die Zeithistorikerin Maria Wirth. Schließlich handelt es sich um eine der prominentesten sozialdemokratischen Politikerinnen der Nachkriegsgeschichte, die 1970 bis 1983 ein eigenes Wissenschaftsministerium aufbaute und als Initiatorin des Universitäts-Organisationsgesetzes (UOG) 1975

gilt, welches die Mitsprache der Studierenden und des Mittelbaus an den Universitäten ermöglichte und die Universitäten öffnete. Zudem war Hertha Firnberg, bevor sie in die Politik wechselte, selbst auch als Nachwuchswissenschaftlerin an der Universität Wien tätig, was Wirth in ihrer Spurensuche basierend auf Archivalien nachzeichnet. Neben den vielen Bildungseinrichtungen, die heute Firnbergs Namen tragen, war dies auch, Firnbergs Engagement angemessen, bei einem spezifischen Programm für Frauen des Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung der Fall. Beide, sowohl das UOG wie auch das Förderprogramm, hatten fast drei Jahrzehnte Bestand.

Als Teil des Universitätsgesetzes (UOG 1975) ist die Einrichtung von Arbeitskreisen für Gleichbehandlungsfragen, die bis heute bestehen und bei der Personalauswahl für die Bevorzugung von Wissenschaftlerinnen gegenüber Männern bei gleicher Qualifikation sorgen, von eklatanter bleibender Bedeutung für den Einstieg von Frauen in eine wissenschaftliche Karriere nach der Dissertation. Firnberg selbst musste es persönlich erfahren, dass an der Juridischen Fakultät noch Ressentiments gegenüber Frauen im Studium existierten. Deshalb wechselte sie an die Geschichte und verfasste hier ihre alsbald auch publizierte Dissertation (1935). Ihre kurze Diensterfahrung eröffnete ihr keine Chance für ein Bleiben an der Universität Wien. Als Frauenpolitikerin und Wissenschaftsministerin setzte sie neue Maßstäbe. Hertha Firnbergs Eifer, die Anliegen der Frauen und die Wissenschaft reformierend zu bündeln, hatte äußerst positive Folgen für die nächsten Generationen von Wissenschaftlerinnen, letztlich auch für alle in diesem Band versammelten Autorinnen, die sich emanzipatorischen Fragen in ihrer Forschung stellen.

Die wohl größte Ambivalenz zwischen der Leistung einer Wissenschaftlerin im Dienste der Öffentlichkeit und deren Niederschlag in der Gelehrten-Memoria ist bezüglich Renate Wagner-Rieger (1921–1980) zu erkennen. Dieser Kunsthistorikerin, die sich wie keine andere vor ihr in Österreich der Erhaltung der Baudenkmäler in der Nachkriegszeit verschrieb, ist bisher kein einziges Denkmal gesetzt worden, so Ingeborg Schemper-Sparholz in ihrem Beitrag. Lediglich ein Tor im neuerrichteten Universitätscampus wurde 1989 nach ihr benannt. Doch vertreten all die erhaltenen Gebäude in der Stadt, die wie das Ronacher oder das Palais Ferstel vor dem Abbruch standen und für deren Erhalt sich Wagner-Rieger professionell einsetzte, ihre Leistung weit besser als ein Denkmal unter vielen in einem Arkadenhof der Wiener Universität, dessen Serie an Männerbüsten ohnehin die ursprüngliche Ausschließung von Frauen dokumentiert. Wagner-Riegers elfbändiges Werk zur Wiener Ringstraße ist ebenso ein »Monument«, wie auch das von ihr geleitete Projekt der Rehabilitierung des

Historismus. Ihre Leistungen wurden nach ihrer Habilitierung bereits 1971 mit einem eigens für sie geschaffenen Lehrstuhl für österreichische Kunstgeschichte gewürdigt. Jedoch bedeutete das nicht ihre Beschränkung auf Österreich, sondern vielmehr eine international geachtete Publikationstätigkeit.

Der Verein für Geschichte der Stadt Wien hatte bereits 1978 ihre Arbeiten mit der Theodor-Ritter von Karajan-Medaille ausgezeichnet, und nicht überraschend war es die zuvor erörterte Bundesministerin Hertha Firnberg, welche ihr die Medaille für Verdienste um den Denkmalschutz überreichte. Inmitten einer Porträtgalerie in einem Hörsaal des Instituts für Kunstgeschichte sehen wir Wagner-Rieger als einzige Frau neben ihren durchwegs männlichen Kollegen des Instituts, allesamt Institutsvorstände; in der Sammlung von *Metzlers Kunsthistoriker Lexikon* findet sie ihren prominenten Eintrag (1999). Wagner-Riegers heute noch erhaltenen, akribisch gefüllten Karteikästchen wie auch das Ringstraßenarchiv sind beredtes materielles Zeugnis ihrer Arbeitsweise, ihr Engagement führte 1972 zum Altstadterhaltungsgesetz. Auch Protestmärsche der Studierenden gegen den Abriss von Gebäuden könnten auf ihr Konto gutgeschrieben werden. Die Biographie füllt die Lücke und vermag weitaus dichter das Wirken Wagner-Riegers im wahrsten Sinne des Wortes im und für den öffentlichen Raum der Stadt Wien zu vermitteln.

Institutsgeschichten erfreuen sich großer Beliebtheit, anlässlich von Jubiläen schaffen sie Identität und machen Wurzeln sichtbar, bringen Fäden zusammen. Doch so manche anstehende Festschrift kann mitunter auch alte Gewissheiten über Bord werfen, wie uns Marija Wakounig für die Ursprünge des Instituts für Osteuropäische Geschichte in ihrem Beitrag erläutert. Oft stehen gleich mehrere Kandidaten als ›Gründer‹ zur Auswahl, abhängig davon, was man perspektivisch als zentral für eine Gründung ansieht. Diese wurde dem vermögenden Franz de Paula von und zu Liechtenstein (1853–1938), so die ältere Geschichte, weder von seinem sehr ehrgeizigen Protegé Uebersberger eingeredet, noch hat dieser den großen Südosteuropaforscher Jireček für die Leitung »seines« Instituts übergeben. Wakounig als Kennerin der Liechtenstein'schen Korrespondenz und verschiedener Archivalien, die Liechtensteins vielfältige Tätigkeiten im Dienste der Wissenschaft nachvollziehen lassen, argumentiert, dass die Idee der Erforschung der russischen Geschichte und auch einer Institutionalisierung derselben ihren Ausgang bereits Mitte der 1890er Jahre in St. Petersburg genommen hatte. Der richtige Mann am richtigen Ort beschäftigte sich als der wohl geschickteste Diplomat am heißesten Parkett Europas intensiv mit der Geschichte Russlands, die er auch als Voraussetzung für die Diplomatie einschätzte. »Die grundlegende Erforschung der russischen Geschichte war das entscheidende *initial incentive*

für die Idee und letztlich auch für die Institutionalisierung der Osteuropäischen Geschichte in Wien 1907«, so Wakounig. Aussagen Liechtensteins, dass Russland und die russische Geschichte dem westeuropäischen Publikum meist nur durch tendenziöse, gehässige, oft mit unglaublicher Ignoranz geschriebene Werke zugänglich seien, unterstreichen Liechtensteins Engagement, jenseits eines rein politischen Kalküls. Als anlässlich des 20-Jahr-Jubiläums des Campus 1998–2018 eine Ergänzung der Ahnengalerie des Instituts für Osteuropäische Geschichte vorgenommen wurde, sollten auch die Bildunterschriften geändert werden. Alte Spuren der Zuschreibung in den ursprünglichen Bildunterschriften wurden entfernt, neue eingraviert, das Palimpsest der Argumentation ist jedoch nur in diesem Band nachlesebar.

Die landläufige Assoziation des Phänomens Spur, nämlich tatsächlich dem Täter auf der Spur zu folgen, realisiert der Text von Claudia Theune, einer Vertreterin der Urgeschichte und Historischen Archäologie, die ihre Erfahrung als Beraterin eines Kriminalfilms thematisiert, in dem moderne archäologische Methoden die Kriminaltechnik bereichern. So mutiert die kriminologische Spurensuche in eine archäologische und umgekehrt. In der »Tatort«-Folge mit dem Titel »Grenzfall« aus dem Jahr 2015 sind Arbeitsweisen der Grabung und Auswertungsstrategien der Archäologie zwar keine Täter, doch sind sie prominent als Akteure in die Rahmenhandlung eingebettet. Die Grabung an einer neolithischen Siedlung im Waldviertel wird zum Schauplatz der Indizienführung. Denn ein toter Hund wird gemeinsam mit Perlmutter aufgefunden, einem Material, das erst nach der Entdeckung Amerikas aus dem Westatlantik in Europa auftaucht, womit die Indizien zum eigentlichen Fall der Spionage führen. Dieser beruht auf einer realen Geschichte der Nachkriegszeit, der Spitzeltätigkeit österreichischer Bürger im Dienst des Ostblocks. Was hat das aber mit dem Fach Urgeschichte der Universität Wien zu tun? Das im Jahr 2015 begangene 650-jährige Jubiläum brachte viele Events, die an die breitere Öffentlichkeit gerichtet waren, um die Bedeutung der Universität Wien zu popularisieren. Ein Film mit einer Publikumsreichweite von etwa 10 Millionen kann zweifelsfrei als erfolgreich verstanden werden. Es klingt recht einfach, wenn die archäologische Expertise in der Öffentlichkeit ankommen soll, dass nichts in der Archäologie unvergänglicher sei als ein Loch, das Archäologinnen und Archäologen sehr gut Eingrabungen aller Art zeitlich und kontextuell verorten können. Diese Erklärung fand in einer Schlüsselszene Eingang in das Drehbuch, in das auch die archäologische Expertise einfluss.

Die Autorinnen und Autoren in unserem Sammelband haben ganz unterschiedliche Objekte herangezogen, die sie auf ihren gedanklichen Wanderungen in Kontexte ihrer jeweiligen Forschungsinstitution stellten, 13 Institute der seit 2004 bestehenden Historisch-Kulturwissenschaftlichen Fakultät werden angesprochen. Sie haben unterschiedlichste Spuren sichtbar gemacht, jene Sichtbarkeit hergestellt, die sich gleichzeitig der Sichtbarkeit wieder entzieht. Die Spuren, so die Philosophin Sybille Krämer im 2007 erschienenen Buch ›Spurenlesen als Orientierungstechnik und Wissenskunst‹ (2007, S. 15), »zeigen nicht das Abwesende, sondern vielmehr dessen *Abwesenheit*.« Sie macht diese Distanz bewusst, welche die Autorinnen und Autoren wieder in ihre gedankliche Nähe rückten. Viele der behandelten Objekte, wie die Straßennamen, die Medaillen, Epitaphe und Grabmäler, evozieren das kulturelle Gedächtnis und die kollektive Identität wissenschaftlicher Gemeinschaften. Immer dienen die Memorialobjekte der Orientierung, ihre Interpretation entsteht jedoch auf der Basis gelenkter bewusster Aufmerksamkeit. Zeitenbrüche stellen sich ein – und, wie in den Artikeln von Langer und Wirth nachgezeichnet, ist nicht nur das Verhältnis von Vergangenheit und Gegenwart Teil des Regimes, sondern auch jenes zwischen Gegenwart und Zukunft. Stumme Dinge sind zum Sprechen gebracht worden, die unterschiedlichen Objekte, wie der Baum im Park, die Medaillen, die Steigbügel, der Krimi und die Straßennamen, bekommen einen erzählten Ort, der jeweils auf das an der Historisch-Kulturwissenschaftlichen Fakultät produzierte Wissen rekurriert.



Irmgard Hein und Kristina Hutter

## Erinnerungsorte der Ägyptologie in Wien

Zwischen Wissenschaft, Weltgeschichte und kultureller Imagination

Die Frage nach den Erinnerungsorten eines Faches impliziert zugleich auch die Frage nach dessen Bedeutungsradius und Einflussbereich in der Wahrnehmung des öffentlichen Auges sowie die Frage nach den Errungenschaften der Akteure und Akteurinnen im Diskurs der gegebenen Forschungslandschaft. Suchte man nach sichtbaren Spuren der ägyptologischen Disziplin in Wien unter dem Kriterium des explizit und bewusst geäußerten Andenkens, ob im materiellen, symbolischen oder funktionalen Sinn, so drängt sich der Gedanke auf, dass Erinnerungsorte, die der ägyptologischen Präsenz und Aktivität in den vergangenen bald 150 Jahren Fachgeschichte in Wien gedenken, eher bescheiden zu sein scheinen.<sup>1</sup> Konkret sichtbare Erinnerungen der Ägyptologie sind im öffentlichen Raum der Stadt Wien nämlich kaum vorhanden. Bei genauer Betrachtung erschließt sich aber eine Erinnerungswelt, die ihr Andenken weniger durch reale Denkmäler bewahrt, sondern vielmehr in medialen Zwischenräumen sozialer Interaktion und Geschichtsschreibung anzusiedeln ist und deren Spuren im öffentlichen Erinnerungsraum durch die Dynamik der Zeitgeschehnisse oftmals verwischt, vergessen oder umgedacht wurden.

Um sich dennoch dem öffentlich sichtbaren Andenken des Faches zu nähern, versucht dieser Artikel Entstehungsprozesse ägyptologischer Erinnerungsorte aus zwei Perspektiven zu beleuchten. Der eine Blickwinkel resultiert aus den Verdichtungen der Wissenschaftlichkeit einer ägyptologischen Beschäftigung und richtet den Fokus primär auf die Geschichte der ehemaligen Institutsräume, die über bedeutende Räume der Stadtgeschichte Wiens hinaus vor allem in der Gedächtniskultur der ägyptologischen Fachgeschichte als Bühne vergangener Errungenschaften und Identitätsbildungen bewahrt wurden. Die zweite Perspektive zeigt kulturelle Umgangsformen mit Produkten prä- bzw. nicht-ägypto-

---

1 Pierre Nora, *Les lieux de mémoire*, Paris 1984. – Patrick Schmidt, *Zwischen Medien und Topoi. Die Lieux de Mémoire und die Medialität des kulturellen Gedächtnisses*, in: Astrid Erl/Ansgar Nünning (Hg.), *Medien des kollektiven Gedächtnisses. Konstruktivität, Historizität, Kulturspezifität*, Berlin/New York 2004, S. 25–43.